

Teresa von Avila — Beten als Dienst vor Gott und Dienst für andere

Waltraud Herbstrith (Sr. Teresia a Matre Dei OCD), Tübingen

Man kann auf die Frage, was Beten eigentlich sei, verschiedene Antworten geben, die nach den einzelnen Menschen unterschiedlich ausfallen. Wenn wir das Evangelium und die Heiligen befragen, meint Beten das Gespräch mit Gott, das uns mit der Freude darüber erfüllt, daß Gott da ist, daß wir mit ihm sprechen dürfen wie mit einem Vater, einem Bruder, einem Freund, einem Geliebten. Es ist die Erfahrung, daß jemand außer uns da ist, nicht nur die Menschen, die wir sehen, berühren, sondern Gott, der der innerste Grund dieser Menschen ist, der sie übersteigt und trägt, in ihnen und außerhalb von ihnen ist. Beten ist in dieser Sicht: das Geheimnis, das wir Gott nennen, anrühren, wissen, daß wir in diesem Gott gegründet sind, in ihm atmen, leben dürfen. Diese Erfahrung drängt zum Zeugnis, zum Verlangen, einander von diesem Gott mitzuteilen.

Zugleich verwirklicht sich darin Kirche. Es gibt keine Erfahrung, die einem Menschen allein gehört. Christlicher Glaube ist ein Geschenk der „Wir“-Gemeinschaft. Gott hat uns in Gemeinschaft erlöst, und so tritt er uns immer auch als Kirche, als Glaubensüberlieferung, als Gebetsgemeinschaft entgegen. Persönliches Beten ist immer schon ein Beten der Gemeinschaft, ein Beten der Kirche.

Je tiefer die Erfahrung des lebendigen Gottes im Menschen sich verwurzelt, um so mehr entsteht in ihm der Wunsch, ihm zu dienen, etwas für ihn und für die Gemeinschaft seiner Menschen zu tun. Aber ist Beten selbst schon Dienst? Zerstört dies nicht seinen Charakter, seine Freiheit, seine Spontancität, das Strömen der Liebe vom Menschen zu Gott, von Gott zum Menschen?

Hier können wir an der Gebrochenheit unserer menschlichen Natur nicht vorbeigehen, einer Natur, die nicht immer das Wahre, das Gute, das sie Erfüllende, Beglückende will, sondern die sich bei Vordergründigem, bei Nicht-Gutem, Nicht-Wesentlichem, Nicht-Frohmachendem aufhält. Wir entdecken zuerst einmal das Paradox, daß der Mensch sich in das ihn Freimachende einüben muß in einem nicht leichten Lernprozeß. Und gegen seinen Drang zur Oberfläche, zum Haltlosen, gibt er sich Gesetze, Richtlinien, mit deren Hilfe er das Gespräch mit Gott, die Urbeziehung, zu der er erschaffen ist, immer neu finden kann.

Dieser Dienst als Übung zur Überwindung der menschlichen Schwach-

heit steht aber nochmals in dem größeren Dienst des Gebetes für die Menschen. Teresa von Avila kann uns ein Wegweiser sein, wie wir das Gebet als Dienst des Menschen verstehen können.

Dienst und äußerste Freiheit

Teresa von Avila, die fast zwanzig Jahre lang um das Gespräch mit Gott gerungen hat, legt ihre Lehre über das Gebet im plastischen Bild einer Burg dar. Die Seele des Menschen gleicht einer Burg aus Kristall. Sie ist durchlässig für das Licht, das von Gott in sie einströmt. Leider verhüllt der Mensch sein Wesen, entfremdet er sich von der Beziehung, zu der er von seinem Wesen her erschaffen ist. Die Räume seines Innern sind verdüstert, Gewürm und Schrecken hausen darin, weil er das Licht Gottes nicht in die Mitte seines Wesens einläßt. Der Mensch ist frei und doch gefesselt. Diese Spannung will Teresa lösen, indem sie durch alle Vorhöfe und Gemächer hindurch nach dem innersten Ort der Seele strebt, dort, wo sie Gottes Gegenwart weiß. Im Weg durch sieben Wohnungen beschreibt sie die Annäherung an die lichtvolle Mitte des Menschen. Teresa sieht den Menschen positiv, fähig, Liebender, Partner Gottes zu sein. Sie weiß aber auch von seiner Gefährdung durch Angst und Sünde und will Mittel bereitstellen, um ihn aus dieser Entfremdung zu befreien. Das Mittel, das Teresa dem Menschen auf der Suche nach sich selbst anbietet, ist das Gebet. Beten als Ort der Einübung, des Sich-Loslassens in Gott hinein, Beten als Dienst und als äußerste Freiheit.

Ebenso wie Teresa das Gebet als ein „Mittel“ anbietet, daß der Mensch sich loslassen und frei Gott hingeben kann, wächst in ihr auch die Einsicht, daß dieses Beten ein „Mittel“, ein Dienst an der Kirche sein muß. „Wenn wir alle uns damit beschäftigten, für die Verteidiger der Kirche, für die Prediger und Theologen, die für sie streiten, zu beten, so würden wir dadurch nach unserem Vermögen diesem meinem Herrn helfen.“¹

Teresa erkannte die soziale Dimension des Betens. Dieses Erkennen vollzog sich nicht in einem Schritt. Teresa war zunächst von ihrer Erfahrung der Nähe Gottes so überwältigt, daß sie nichts anderes wünschte, als sich zurückzuziehen und bei Gott zu sein. Je mehr aber ihr Blick, ihr Gewissen geschärft wurde durch das Hinhören auf die Nöte ihrer Zeit, ihrer Mitmenschen, um so tiefer erkannte sie, daß Beten in die Dimension des Füreinander hineinführt.

Immer mehr kam Teresa auch in ihrem konkreten Gebet zur Realisation der „ekklesiologischen“ Dimension des Betens. Ebenso wie eingeübt wer-

¹ *Teresa von Avila, Weg der Vollkommenheit.* Werke Bd. 6. Übersetzt von Aloysius Alkofer. Kösel, Pustet, München 1941, 23.

den soll, daß der einzelne Mensch sich Gott öffnet, muß auch eingeübt werden, daß wir nur miteinander und füreinander und aufeinander-zu beten können. Ob diese wachsende Erfahrung der Liebe Gottes (zu mir persönlich nur, weil auch zu allen Menschen), nicht ein Kriterium für jedes wahre Gebet ist?

Sich-Loslassen

Ergriffenwerden von Gott und antwortendes Tun des Menschen beschreibt Teresa in ihrer Lebensgeschichte. Gott zieht den Menschen von innen, so daß dieser sich nach ihm zu sehnen beginnt. Das Sich-Überlassen dieser göttlichen Anziehung geschieht nach Teresa durch verschiedene Übungen: Lesen, um sich auf Gott hin zu sammeln, einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit wählen, „um Gott bei sich zu haben“. „Wir stehen zwar immer vor Gottes Angesicht. Jene aber, die das innere Beten üben, scheinen es anders zu tun als die übrigen. Die ersteren sind sich immer bewußt, daß Gott sie sieht. Die anderen vergessen es oft mehrere Tage.“²

Sich innerlich auf Jesus hin sammeln, besonders durch einsames Verweilen bei ihm, läßt den Betenden die Nähe Gottes wahrnehmen. „Es gibt Menschen, die dienen Gott nur auf eigene Kosten. Wer das innere Beten übt, für den zahlt der Herr. Jede Mühe, die er auf sich nimmt, lohnt der Herr mit reichem Trost, so daß er alle Widerwärtigkeiten erträgt.“³

Die Antwort des Menschen auf das Gezogenwerden von Gott geschieht unter Mühsal und Anstrengung. Teresa spricht von einem harten Weg. Der Übende liebt nicht die Disziplin des Sich-Loslassens, des Hinübergehens aus eigener Dunkelheit in das Licht Gottes. Lesen, Sich-Sammeln, Augenschließen, um auf die innere Stimme zu lauschen, ist nicht immer nach seinem Geschmack. Teresa sagt von sich selbst: „Oft tat ich dies mit Unlust und großer Gewalt.“⁴

Da dem Übenden dieses Tun hart wird, kommt Gott ihm mit Erfahrungen des Trostes, der Nähe zu Hilfe, um ihn auf diesem Weg zu halten. Zu diesen Erfahrungen gehört nach Teresa das geistliche Gespräch, Freundschaft mit Gleichgesinnten. „Die Liebe wächst, wenn sie sich anderen mitteilt. Sie empfängt viel Gutes durch Kontakt mit geistlichen Freunden.“⁵

„Ich begreife nicht, warum nicht alle danach verlangen, in dieser besonderen Freundschaft mit dir, o Gott, verbunden zu sein. Jene, die dir nicht ähnlich sind, sollten zu dir gehen. Würden sie dich täglich nur zwei Stun-

² Teresa von Avila, *Leben von ihr selbst beschrieben*. Werke Bd. 1. Übersetzt von P. Aloysius Alkofer. Kösel, München und Kempten, ³1959, 86/87.

³ A. a. O., 91.

⁴ A. a. O., 90.

⁵ A. a. O., 85.

den bei sich dulden, du würdest sie gut machen, auch wenn sie nur mit tausend unruhigen Sorgen und Gedanken bei dir verweilten, wie ich früher.“⁶

Wen man liebt, für den hat man Zeit. Weil der Mensch vielen Dingen und Personen in seinem Tagesablauf Zeit widmet, sollte er nach Teresa nicht den Urheber seines Seins vergessen, der sich ihm in Jesus Christus ganz geschenkt hat. Teresa setzte für ihre Klöster zwei Stunden für dieses Gebet an. Geistliches Leben muß vollzogen, erprobt werden.

Lesen zum Beispiel ist nicht Selbstzweck, darf nicht zu geistigem Besitz führen. Lesen, Stille, Gespräche sind Anregungen, geistlich arm zu werden. Entscheidend ist für Teresa, daß wir als Übende beginnen, uns Zeit zu nehmen für die Erfahrung der Nähe Gottes. Eine große Verletzung der Liebe wäre es, auf den Geliebten nicht aufzumerken. Da Teresa das Nachdenken über Gott schwerfiel, führte sie den Suchenden zum Verweilen, zur inneren Schau, zum vertrauensvollen Sich-Hineingeben in die Stille vor und mit dem Herrn. Dieses Geschenk hat sie der Kirche gegeben: einen Freiraum, in dem der Betende vor Gott sein darf, wie er ist, Zeit hat für den Herrn, nicht mit einem geistlichen Programm, sondern als Armer, Sich-Loslassender. Es ist erstaunlich, daß nicht nur zur Zeit Teresas, sondern auch heute noch dieses einfache Tun wenig geübt, wenig in seinem Wert erkannt wird. Die Hektik des Leistungsdruckes überfremdet die tiefsten und feinsten Regungen unseres Innern. Das Religiöse wird ein Element unter vielen für die Lebensgestaltung. Christus wird nicht zum wirklichen Partner unseres Daseins. Wir haben Angst, uns loszulassen mit all unserem Können und Wissen, wir haben Angst, zu lieben, treu zu sein, auch Verpflichtungen gegenüber, die wir uns selbst auferlegt haben.

Teresa spricht nicht nur für Ordensleute oder Priester, wenn sie als Rat für das Gebet eine bestimmte Zeit des stillen, inneren Verweilens vor dem Herrn angibt. Sie spricht ebenso für Verheiratete und Berufstätige. Sie will damit nicht Angst einjagen, als würde das Religiöse wieder einem Leistungsdruck unterworfen. Sie will sagen: eine persönliche Beziehung zwischen Mensch und Gott, zwischen Mensch und Mensch bedarf bestimmter Freiräume, in denen wir füreinander Zeit haben. Jede personale Beziehung stirbt, wenn sie nicht entfaltet, gepflegt wird. Es kommt Teresa auf die freie Zeit in einer bestimmten Regelmäßigkeit bei dieser Übung an.

Dienst für andere

Wenn wir Dienen nicht als Programm, als Unterwürfigkeit ansehen, sondern als die Fähigkeit des Menschen, für einen anderen in Liebe dazusein,

⁶ A. a. O., 89.

auch wenn dies Schmerzen und persönliche Opfer einschließt, dann ist Beten in teresianischer Sicht auch Dienen.

Teresa gründete siebzehn Frauenklöster und einige Männerklöster, weil sie den Dienst des Betens für unentbehrlich in der Kirche hielt. Angeregt zu diesem betenden Dasein „für-die-anderen“ wurde sie durch Informationen über die Glaubenskämpfe, die im Zeitalter der Reformation die Kirche erschütterten, sowie die Entdeckung nichtchristlicher Gebiete in der Neuen Welt. Die Menschen, die nicht dem christlichen Glauben anhingen, gingen nach der theologischen Auffassung des 16. Jahrhunderts für ewig verloren. Teresa erfuhr immer stärker die Verpflichtung, diesen Menschen zu helfen. Sie stellte ihr betendes Dasein in den Dienst für die Menschen, weil sie die Liebe Jesu zu allen Menschen erfuhr.

Gebet versteht Teresa nicht als eine egoistische Abkapselung, sondern als Engagement für andere, das seine tiefste Wurzel in Jesus selbst, in seiner Pro-Existenz für uns hat. „O meine Schwestern, wie wenig wird die Seele, von der Gott in solcher Weise Besitz ergriffen hat, noch an ihre eigene Ruhe denken; wie gering wird sie alle Ehre achten, und wie fern wird es ihr liegen, etwas gelten zu wollen! Denn ist sie viel mit ihm zusammen, wie es sein soll, so denkt sie doch wenig an sich selbst. Ihr ganzes Sinnen richtet sich darauf, wie sie ihn noch mehr erfreuen und worin oder wodurch sie die Liebe, die sie für ihn hegt, erweisen könnte. Hierfür ist das Gebet da, meine Töchter, das ist die Bestimmung dieser geistlichen Ehe, nämlich daß ihr immerfort Werke entsproßen, Werke.“⁷

Therese von Lisieux, Elisabeth von Dijon, Charles de Foucauld sind uns Zeugen dafür, daß nicht die Frage nach dem gnädigen Gott Hauptanliegen der Christen ist, sondern die Trauer darüber, daß auf dieser Welt zu wenig geliebt wird. Die politischen und theologischen Ansichten des 16. Jahrhunderts, in dem Martin Luther nach dem gnädigen Gott fragte, werden abgelöst von einer weltweiten sozialen Verantwortung für den Nächsten. Nicht so sehr das Wissen um ein endgültiges Gericht Gottes, vor dem man sich verantworten muß, sondern das Wissen um die jetzige mitmenschliche Verantwortung, führt den Christen und besonders den christlichen Beter in den Dienst am Nächsten. Das Wissen darum, daß Gottes Heil schon hier auf Erden beginnen muß, läßt den Christen um das Heil und die Heilung aller Mitmenschen besorgt sein. Eine radikale Gefährdung des Menschen durch die Technik und die Sorge um das Überleben des Humanen macht Teresas Ratschläge für ein Beten heute als Dienst für alle in neuer Weise aktuell.

Je tiefer Teresa in Gott hineinwuchs, um so stärker war sie von der Ver-

⁷ *Teresa von Avila*, Die innere Burg. Hrsg. und übersetzt von Fritz Vogelgsang. Goverts Neue Bibliothek der Weltliteratur, Stuttgart 1966, 209.

antwortung für ihre Mitmenschen getragen. Aber die Formen, in denen sie diese Antwort leben mußte, waren noch weitgehend von einem religiösen Vertikalismus geprägt. Es konnte immer noch den Anschein haben, als sei nicht der Mensch selbst, sein Wirken und sein Dasein, verantwortlich für Gottes Heil in der Welt. Wenigstens in der Theorie der Spiritualität hatte man die Tragweite der Inkarnation Gottes – daß das Heil durch Menschen weitergegeben werden muß – noch nicht völlig durchdacht. Teresa aber war wach und in vielen Ansichten ihrer Zeit voraus. Vertrauen auf die Kraft Gottes hinderte sie nicht, nüchtern auch die Mängel in der Kirche zu sehen, sowie die geringe Einschätzung der Frau und die Einschränkung ihres Lebensraumes. Sie versuchte mit dem ganzen Einsatz ihrer Persönlichkeit das zu leisten, was Hans Urs von Balthasar in die Worte faßt: „Je persönlicher ein christliches Innenleben mit Gott wird, desto deutlicher und personaler werden auch die Aufträge und Verwendungen in der Kirche, desto mehr erhalten sie einen sozialen Aspekt.“⁸

Josef Sudbrack führt den Balthasarschen Ansatz weiter, wenn er in seinem Buch: *Teresa von Avila – Erfahrung einer Liebe*, schreibt: „In überraschender Modernität hat Teresa geahnt, daß Gebet und Beschauung nicht nur gleichsam auf ‚übernatürlichen‘, unsichtbaren Bahnen durch die Gnadenwirksamkeit des Allmächtigen ihre soziale Bedeutung erhalten. Sie spürte instinktiv, daß die Gebetserfahrung der Stille und Eingezogenheit sich im kirchlichen Zeugnis verleblichen muß, daß das Beten in der Kirche und für die Kirche nicht nur ein Vollzug des stillen Kämmerleins sein darf, sondern, als ‚Stadt auf dem Berg‘, auch für die lebendigen Glieder der Kirche greifbar und sichtbar werden muß. Hier muß auf eine mangelnde theologische Reflexion aufmerksam gemacht werden, die nicht nur damals in der spirituellen Theologie zu finden war. Übernatur und Natur, Unsichtbares und Sichtbares, Individuelles und Soziales wurden besonders in der Spiritualität als zwei getrennte Wirklichkeiten angesehen. Gewiß wußte man von der ‚apostolischen‘, ‚sozialen‘ Bedeutung des Betens. Aber man verlegte es zu schnell in die reine ‚Übernatur‘, in die Unsichtbarkeit hinein. So konnte es gleichgültig bleiben, ob der Beter auch in leiblicher Unmittelbarkeit die soziale Bedeutung des Betens zum sichtbaren Zeugnis mache.“⁹

„Teresa war auf der Suche nach diesem Apostolat der Innerlichkeit, der Gotteserfahrung. Sie wollte Zeugnis geben von der Wichtigkeit dieses inneren Betens, das Gott ihr schenkte. Und deshalb trat sie mit diesem Anliegen in die Öffentlichkeit der Kirche.“¹⁰

⁸ Sudbrack, Josef, *Erfahrung einer Liebe, Teresa von Avilas Mystik als Begegnung mit Gott*, Herder, Freiburg-Basel-Wien 1979, 130/31.

⁹ A. a. O., 128/29.

¹⁰ A. a. O., 134.

Ihr war „als Frau damals noch nicht das Recht gegeben, das soziale Engagement zu leben. Aber vielleicht war es gerade der letztere Umstand, der Teresa zwang, so tief und – in der Richtung, nicht in jeder Formulierung – so richtig die Rolle des kontemplativen Lebens der Kirche aufzuzeigen.“¹¹

Soziale Dimension

Beten als Erfahrung und Zeugnis für die Heilsgegenwart Gottes in dieser Welt ist Auftrag der Kirche zu allen Zeiten. Wenn wir beten, bezeugen wir die Gegenwart Gottes mitten unter uns. Teresa betonte durch ihre Ordensreform die Wichtigkeit dieses Anliegens. Sie legte weniger Wert auf sensationelle Lebensstrenge. Arme und anspruchslose Lebensweise sind Hilfen, die Menschenfreundlichkeit Gottes in Liebe und Anbetung sichtbar zu machen. Beten hat bei Teresa immer auch den Sinn, den Menschen gut zu machen, ihn zu verwandeln. Alles, was dieses Gutsein hindert, wird relativiert. Es ist eine Verkehrung der Absichten der Gründer, sei es bei Teresa, Franziskus, Benedikt oder anderen, wenn kontemplative Ordensleute vorrangig gefragt werden, wie wenig sie essen, wie sie angezogen sind, welch absondernde Vorschriften gegenüber der ‚Welt‘ sie befolgen. Die Ordensgründer wünschten das Gegenteil: familiäres Miteinander der Mönche, Gastfreundschaft, brüderliche Armut, die Reichtum und Klassengeist abbaut, Verkündigung der frohmachenden Botschaft Jesu, freundschaftliches Leben in kleinen Gruppen, um im Miteinander von betender Stille und Gespräch Freundschaft mit Gott einzuüben. War nicht Jesus selbst das lebendige Zeugnis davon, daß Gottesliebe und Nächstenliebe zur Einheit werden! Gewiß, die Vollkommenheit, die Jesus lebte, kann nicht unser Maßstab sein. Aber muß nicht in jedem Leben der Gottesliebe auch die Nächstenliebe sichtbar werden – sichtbar, und nicht nur in einem abstrakten Vollzug glaubbar? Und muß nicht in jedem Leben der Nächstenliebe Gottesliebe sichtbar werden? Deshalb die „Disziplin des Betens für jedermann.“

Ähnliches hat Papst Johannes Paul II. in der Ansprache aufgezeigt, die er am 30. 1. 1979 in der Kathedrale von Guadalajara (Mexiko) vor Klausurschwestern hielt: „Das beschauliche Leben setzt keinen radikalen Bruch mit der Welt oder mit dem Apostolat voraus. Wer beschaulich lebt, muß auf seine spezifische Art zur Ausbreitung des Reiches Gottes beitragen und am Aufbau der diesseitigen Welt mitarbeiten, nicht nur durch Gebet und Opfer, sondern auch durch ein schweigendes Zeugnis, das aber tatsächlich von den Menschen guten Willens, mit denen ihr in Verbindung seid, wahr-

¹¹ A. a. O., 134.

genommen werden kann. Deshalb müßt ihr euren eigenen Lebensstil finden, der es euch gestattet, als Kontemplative mit euren Brüdern die Gnadengaben Gottes zu teilen.“¹² Die tiefe Einheit der verschiedenen Berufungen zum einen Evangelium gilt es immer neu aus den geschichtlichen Verkrustungen zu lösen.

In betenden Gemeinschaften ist der Geist Jesu und der Heiligen lebendig. Sie leben nichts Neues, sondern bezeugen die immer daseiende Nähe Gottes als heutige Menschen. Ihr Dienst als Arme, Ehelose, auf Gott und die Kirche Hörende ist Dienst an der Gemeinde, an der Kirche, an der ganzen Welt. Dieser Dienst braucht sich nicht zu verstecken, er teilt die Welt nicht auf in vollkommenere und unvollkommenere Menschen. Er sieht in allen Menschen Suchende, die zu Jüngern Jesu Christi gerufen sind.

Die geistlichen und menschlichen Strukturen solcher Gemeinschaften sollten das Für-einander im Gebet bezeugen. Die Beter dieser Gemeinschaften lernen von denen, die den Dienst des Betens in der Ehe, im Berufsleben manchmal besser vollziehen als sie selbst. Teresa von Avila war der Auffassung, daß Freundschaft mit Gott in jedem Lebensbereich eingeübt werden kann.

Im Gebet dienen bedeutet, vor Gott liebend füreinander eintreten. Friedrich Wulf sagt von der Ordensberufung, es sei sicher wichtig, um des Evangeliums willen Pläne zu machen und Ziele zu verfolgen. „Aber im tiefsten sollte man von sich freiwerden und der Meinung widerstehen, *wir* würden die Welt retten. Er, Gott, mag uns einfordern und uns hinschicken, wohin er will. An solchen Menschen könnte man Hoffnung neu erlernen . . . Gott ist uns auch heute nicht fern“¹³.

Gebet als Dienst ist eine Relativierung aller Werte, die dem einen Wert, Gott, vorgezogen würden, auch in der Kirche; ist eine Relativierung aller „gescheiterten“ Gedanken, aller Leistungen, alles vorweisbaren Wissens und Könnens, aller Ämter und Funktionen. Freisein von sich meint, sich loslassen, hinein in das erbarmende Tun Gottes an uns, heißt, nicht auf sich selbst, sondern auf den schauen, der uns ohne Unterlaß Da-Sein und Zukunft schenkt, und dessen erbarmendes Tun sich auf jeden Menschen erstreckt, auf das Du, das mir nahe kommt, und dem ich von diesem Erbar-men Zeugnis geben darf.

¹² „Hoffnung so weit wie das Meer“. Johannes Paul II. in *Lateinamerika*. Butzon & Bercker, Kevelaer 1979, 121.

¹³ *Nachfolge als Zeichen*. Kommentarbeiträge zum Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland über die Orden und andere geistliche Gemeinschaften. Hrsg. von F. Wulf, C. Bamberg, A. Schulz, Echter Verlag, Würzburg 1978, 339.